

Theorie und Praxis

Autor(en): **Czischka, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **40 (1914)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-446610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Augenscheinkommission

Den ganzen Sonntag hatte Alois Schönerberger an seinem Stubentisch gesessen und sich mit mehr oder weniger mißratenen Versuchen in der edlen Kunst des Schreibens herumgeplagt. Spät am Abend, als es schon dunkel auf den Seldern lag, ging er, einen gelben Brief vorsichtig an die Herztagege preßend, mit zaghaften Schritten die Straße hinunter, schwenkte dann links ein und steuerte auf ein Haus zu, das, für diejenigen, die es mußten, das Postbureau des Ortes war. Er schob den Brief in den Kasten und vergewisserte sich, indem er das Ohr an die Öffnung legte und den Atem anhielt, ob er auch wirklich hineingeklimmt, oder ob er nicht etwa, von einem Unfall von Tücke heimgeführt, auf halbem Wege stecken blieb.

Der Brief plumpste mit gedämpftem Geräusch in den Kasten, und somit war für Alois Schönerberger der Zeitpunkt da, an dem er sich, aller Sorgen des laufenden Tages ledig, getrost zu seinem Freund, dem Gottlieb Rosenbühler, in das Restaurant zum Kösli begeben und in aller Gemütsruhe einen Dreier Alten hinter die Binde gießen konnte. Dies besorgte er dann auch mit der gebührenden Andacht und Würde, die man dieser hochwichtigen Beschäftigung entgegenbringen muß. Gottlieb Rosenbühler schaute lange zu, wie sich sein Freund Alois Schönerberger die purpurene Flüssigkeit lächelnd durch die Finger scheinen ließ. Dann machte Gottlieb Rosenbühler eine Handbewegung, als gelte es, die Aufmerksamkeit einer ganzen Gemeindeversammlung auf sich zu lenken und begann:

„Dir geht es gut, Alois. Oder?“ Alois nickte lächelnd.

„Ja“, sagte er einige Augenblicke später. — „Ich habe heute geschrieben.“

Er sagte das, als wäre diese Verrichtung allerdings gleichbedeutend mit der Erfindung einer Aufdampfmaschine oder mit einem dreifachen Kindsmord.

„Geschrieben? So? Und von wegen was liest du denn schreiben, Alois?“ fragte Gottlieb, indem er sich bedächtig an seines Freundes Tisch setzte.

„Die Eingabe habe ich gemacht“, sagte nun Alois wieder und schaute Gottlieb mit forschenden Augen an, damit ihm ja der Eindruck, den seine Worte unbedingt machen mußten, nicht entgehen könne.

„Die Eingabe? Hm . . . Was für . . . Ach so! Ja, ja. Wegen der Jauchegrube?“

Alois nickte verständnisvoll. „Achtzig Franken kostet und hundertzwanzig mich.“

„Ja? So, so.“

„Wenn sie's halt annehmen tun“, sagte er mit länger werdendem Gesicht, fügte aber gleich darauf vertrauensvoll hinzu:

„Aber sie werden schon. Ganz sicher werden sie.“

„Ja, ja, gewiß — werden sie“ bestätigte Gottlieb und holte sich ein gefülltes Glas herbei. Dann sprachen sie noch elliiche Dreier lang von der Eingabe, von der Grube, von der Regierung, und auch von erbau- lichen Dingen.

* * *

Alois Schönerberger hatte einen langen Schlaf vor sich, ehe die Entscheidung nahte. Am andern Tag saß er oder stand er größtenteils auf seinem Gäulein herum und wartete auf den Briefträger. Aber er kam nicht. Er kam auch des andern Tages nicht, und nach zwei Wochen war noch immer nichts von einem Briefträger zu sehen. Abermals vierzehn Tage später traf Alois den Bauern Konrad Emmenegger. Der hatte auch schon mit der Regierung zu tun gehabt und klärte ihn darüber auf, daß man nicht gut daran tue, auf eine Entscheidung der Regierung zu warten. Am besten sei es, man vergesse die ganze Geschichte; wenn man dann nach einem Jährchen oder nach zweien plötzlich von dem Schreiben überrascht werde, freue es einen umso mehr.

Also Alois Schönerberger vergaß. Er hätte es auch ohne den guten Rat getan; denn es ist nun einmal nicht Sache eines einzigen Menschen, tagein, tagaus an dasselbe zu denken.

Eines Tages fuhr ein ratierendes Automobil ins Dorf und direkt auf Alois Schönerbergers Baulichkeit zu. Alois trat unter die Türe und sah vier nobilitierte Stadtherren aussteigen. Einer von ihnen trat auf Alois zu, nannte einen Namen, den der Bauer in der Aufregung nicht verstand und fragte nach dem Landwirt Alois Schönerberger.

„Der bin ich“, sagte Alois etwas kleinlaut; denn man konnte ja nicht wissen, ob die feinen Herren nicht von der Polizei waren, und mit der Polizei kann man ebenfalls zu tun bekommen, ohne daß man sich dessen bewußt ist. Wer kennt sich denn in unserer komplizierten Zeit noch aus?

Die vier Herren spazierten um Alois Schönerbergers Häuschen herum, was bald geschehen war, denn es tat sich nicht übermäßig groß. Dann betrachteten die Herrschaften die Ausichten, ließen sich die nächsten Berge nennen und machten sich schließlich wieder daran, einzusteigen.

„Und die Grube?“ fragte einer der Herren den noch immer dabei stehenden Alois Schönerberger, als die übrigen sich schon im Auto niedergelassen hatten.

„Die Grube?“ fragte Alois Schönerberger statt einer Antwort wieder und sperrte den Mund auf.

„Na ja, die Jauchegrube“, rief nun der Herr ziemlich laut und ungeduldig.

„Ja, ja, die Grube“, sagte Alois eifrig und atmenlos; denn er begann zu merken, daß er es mit einer Kommission zu tun hatte, die sich die Sache betrachten wollte. „Ja, ja, wenn Sie sie sehen wollen — sie ist hinten — hinter dem Haus . . .“

„So? Danke. Leben Sie wohl“, rief der fremde Herr, flog ein, und mit Geratter ging es weiter.

Alois Schönerberger stand noch ebenso ratlos wie im ersten Augenblick auf dem gleichen Fleck, als man das Auto nicht einmal mehr tuten hörte, ja als sich selbst das letzte Geräusch schon verflüchtigt hatte. Nach und nach aber kam Leben in das verblüffte Bäuerlein. Schnurstraks eilte es zu Freund Gottlieb, wo man den guten Alten trank. Gottlieb wunderte sich nicht nur ein bißchen, als er Alois Schönerberger, beide Hände vor sich her streckend, ins Zimmer stürzen sah und reden hörte:

„Sie sind da gewesen. Vier Mann mit einem Automobil!“

„Wer denn, Alois?“

„Die Kommission!“

„Was für eine Kommission, Alois?“

„Wegen der Grube — der Jauchegrube.“

„Was du nicht sagst! Vier Mann? Da werden sie's wohl machen.“

Alois strahlte und nickte bestätigend.

„Haben Sie was gesagt, Alois?“

„Gefagt? Nein. Sie haben es sehr eilig gehabt, die Herren. Weißt du, solche Herren haben sehr viel zu tun.“

„Ja, ja“, bestätigte der Wirt nickend.

Dann sprachen sie wieder einige Liler lang, um sich spät am Abend zu trennen.

Es dauerte abermals so lange, daß Alois nicht mehr an das Vorgefallene dachte. Dann kam eines Tages der Briefträger mit einem großen, dunkelgelben Brief.

Alois verzog sich damit in seine Stube, wie sich ein Hund mit seinem erwishten Knochen in einen Winkel verzieht. Mit zitternden Fingern riß er den Umschlag auf und las:

„In Erledigung Ihres Gesuches vom 17. Oktober v. J. und nach Entgegennahme des Berichtes der Augenscheinkommission vom 21. September d. J. sind wir genötigt, Ihnen mitzuteilen, daß wir dem Ersuchen um Subvention Ihrer Jauchegrube im Betrage von 80.— Franken in Anbetracht des allgemeinen schlechten Geschäftsganges leider nicht entsprechen können.“

Im Auftrage eines hohen Regierungsrates . . .
Name unleserlich.

Am 9. Dezember 1913.

NB. Es liegt bei: Das Gutachten der Augenscheinkommission.

Dieses Gutachten lautete:

Des weitern haben wir am 21. September d. J. in Augenschein genommen:

Die Jauchegrube des Landwirtes Alois Schönerberger zu Kurzlingen und sind nach genauer Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände und nach reiflicher und ernster Ueberlegung dazu gekommen, Ihnen folgendes zu empfehlen:

Die Verhältnisse am Augenscheinobjekte sind nicht unbedingt verbesserungsbedürftig, das umso weniger, als das Objekt durchaus nicht an auffällender Gerlichkeit plagierte ist. In Anbetracht des schlechten Finanzstandes aber fühlen wir uns verpflichtet, die hohe Regierung vor neuerlichen, nicht unbedingt notwendigen Ausgaben zu behüten und können deswegen nicht umhin, der hohen Regierung Ablehnung des Subventionsgesuches des Landwirtes Alois Schönerberger in Höhe von 80.— Franken zu beantragen.

Die Augenscheinkommission:

Vier unleserliche Unterschriften.

NB. Die Auslagenrechnung pro 21. September liegt bei.

Diese Auslagenrechnung, die man auf der Regierungskanzlei offenbar abzutrennen vergessen hatte, lag nun der Nachschrift ent-, der Vorsicht aber widersprechend, noch bei und enthielt folgende Posten:

21 Taggeldern 4 × 18.—	Sr.	72.—
21 Speisen 4 × 3.50	Sr.	14.—
Automiete		68.—
Verpflegung für den Chauffeur		4.—
Total	Srs.	158.—

Nachdem Alois Schönerberger dies gelesen hatte, schritt er finsternen Gesichts zu seinem Freund Gottlieb in die Wirtsstube und blieb verschiedene Halbliler lang dort. Aber gesprochen haben die beiden an diesem Abend nichts, man mußte denn die verschiedenen Stiche, die Alois von sich gab, also bezeichnen.

Faul 21theer

Theorie und Praxis

Tante und Zubi saßen nebeneinander auf der Gartenbank.

Die fromme Dame erklärte dem Jungen den bekannten Bibelspruch von dem Haar, das ohne Gottes Willen nicht gekrümmt werden könne, während der Bengel eifrig daran war, aus einem gebrochenen Stuhlbein einen General zu schnitzen, zu welcher Tätigkeit ihn der hölzerne Napoleon im Gewerbeuseum angespornt hatte. Aber jedes Handwerk will gelernt sein. Als von dem Holz nicht mehr viel übrig war und der General immer noch mehr einem Hundembryo als einem menschlichen Wesen glich, wurde das Kind ungeduldig: „Der Mann mit dem großen dreieckigen Hut im Museum ist doch so hübsch gewesen. Warum kann nicht auch ich so etwas machen?“

„Das ist sehr einfach, Strichchen“, belehrte ihn die Tante, über deren jungfräuliches Saltenantlitz ein Lächeln der Befriedigung huschte. „Der Künstler, der den Mann mit dem großen Hut geschnitten hat, ist ein braver Mensch gewesen, und der liebe Gott hat ihn dafür belohnt — während du ein unartiger Schlingel bist.“

„Warum will aber der liebe Gott nicht, daß auch ich ein braver Mensch bin, Tante? Du hast doch erzählt, daß alles, was geschieht, der liebe Gott macht.“ sagte Strichchen darauf ganz weinerlich, da er diese Parteilichkeit des guten Himmelvaters nicht begreifen konnte.

Rudolf Gschikha, Bern.